

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

W. Zimmermanns Großer deutscher Bauernkrieg

Zimmermann, Wilhelm

Stuttgart, 1913

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-325975](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-325975)

zugehen.“ Drohend saß im Hegau der Mann von Tziel, Herzog Ulrich; er hatte viele der bekanntesten Ausgetretenen an sich und um sich, zumal aus dem Neckarthal: Da sah man Emdres Kemy von Zimmern bei dem Herzog; da Gabriel, den Fährdrich Zäcklein Rohrbachs; da den starken Bauer von Großgartach. Zu Straßburg, zu Bockenheim lagen vom Bund verabschiedete Landsknechte; sie warteten, bis der Herzog losschlage; und im Lande hieß es, er werde wieder kommen. Unter den Flüchtlingen zu Straßburg war namentlich Bernhard, Schultheiß Welfners Sohn; der hatte sogar „einen Druck“ und vertheidigte seine Partei, vor Allen Jakob Rohrbach.

Das Bergwerk zu Bramberg, Michael Grubers Heimath, schloß sich nicht an die Aufständischen an, sondern die Bergleute ließen Weib und Kind, Hab und Gut zurück und entwichen. Zu Radstatt wurde der erzbischöfliche Pfleger, Christoph Graff, von den Bauern eingeschlossen, nachdem sie ihn sammt seinem Hausen mit Verlust vor sich her gejagt hatten. Von denen, die ihn einschlossen, schrieb er am 15. April, „es sei ein Abschaum von allen bösen Buben, die überall her verlaufen seien, höchstens zwölfhundert.“

Daß es gute Kriegerleute waren, welche dies Mal operirten, das zeigte sich an ihren Erfolgen. Sie blieben nicht, wie im vorigen Jahre, vor diesem oder jenem Schloß liegen, sie ließen sich durch keine Stadt aufhalten, sondern sie rollten das Land vor sich auf, brachten den gemeinen Mann überall auf ihrem Wege in ihr Bündniß und zogen vorwärts auf die Entscheidungspunkte zu. Sie waren trefflich mit Handrohren versehen und mit guten Schützen. Man sah in Allem, es waren nicht nur sehr viele gediente Kriegerleute unter den Bauern, sondern sie waren auch gut geführt; Tag und Nacht feierten sie nicht, wie der Cardinal am 11. April an Herzog Wilhelm schrieb.

Nur langsam bekam der Erzbischof Knechte für sein Geld, frühe von Außen die Zusagen der Hülfe, aber spät und langsam zogen die Hülfsvölker daher, die der schwäbische Bund schickte. Am 9. April hatte er noch nicht mehr als zwischen vier und fünftausend zu Fuß und zu Ross beisammen und nicht einmal auf einem Punkte. Am 20. April überfielen die Bauern den größten Theil des erzbischöflichen Heeres bei Golling in der Nacht so unversehens und glücklich, daß dasselbe furchtbare Verluste erlitt und mit genauer Noth der Vernichtung entrann. Es verlor alle seine Stellungen, die Jazerbrücke und den wichtigen Paß Lueg, zwischen Golling und Werfen.

Seit den ältesten Zeiten war dieser Paß einer der militärisch wichtigsten Punkte, nicht sowohl durch das Felsenschloß, aus dem später



Gefecht am Paß Zug.

ein Blochhaus wurde, und das auf einem 100 Fuß hohen Felsenstück stand, das über den die Salza einengenden Abgrund senkrecht hinausragt, als durch seine Enge. Kaum ein Frachtwagen kann hier durchpassiren, und rechts und links ragen über tausend Fuß hohe, schroffe Felsenwände, auf denen kein Gräschen Wurzel fassen kann; und den engen Raum von 25 Fuß Breite zwischen diesen Felswänden füllt die Straße und der Waldstrom. Denn neben der schmalen Straße tobt, hart am Straßenrande, die Salza mit ihren gepreßten wüthenden Wogen hindurch. Darum war in allen Kriegen in diesen Landen der Besitz des Luegpasses von der höchsten Wichtigkeit.

Nach dem Verluste desselben hatten sich die Erzbischöflichen bis auf Kuchel zurückziehen müssen, und am 27. April waren im Lager des Kardinals bei Kuchel trotz neuer Verstärkungen noch nicht über dritthalbtausend Knechte und hundert Pferde wieder beisammen. Während die Herren von der Feder am Bundestage zu Augsburg sich unwillig hören ließen, daß der Kardinal „immer nur um Hülfe schreie und gar nicht handle gegen die liederlichen, unwehrllichen, kropfeten Bauern“; während Kanzler Eck, in alter Kenntnißlosigkeit über die Verhältnisse des Krieges und des Feindes, mit Anderen schwur, er wollte mit fünfzehnhundert Knechten sich mitten unter diese Bauern wagen und sie strafen; während über diese bundesrätlichen Schreiben die bündischen Kriegshauptleute an Ort und Stelle im Gebirge, wo sie besser wußten, mit wem sie zu thun hatten, über die „Federfuchser zu Augsburg“ wüthend waren, war Gaismayer, man weiß nicht, auf welchem Wege, mit drei Fähnlein best bewaffneter Kriegsknechte, theils deutschen Flüchtlingen, meist aber Tyrolern, bis vor Radstatt vorgeedrungen. Bei ihm waren seine alten Freunde und Kriegsteute Peter Päßler und Sebastian, oder nach Tyroler Mundart, Wastel-Mayer. Beide waren Tyroler aus dem Etschland. Er verstärkte nicht nur den Haufen, welcher Radstatt bisher einschloß, sondern er übernahm in den ersten Maitagen die oberste Leitung der Belagerung Radstatts, das an der Grenze von Salzburg, Oesterreich, Steyer und Kärnthen gelegen, und mehr durch diese Lage, als durch seine Ringmauern und Stadtgräben wichtig war. Ueberdies lag in Radstatt noch das gute Geschütz des Erzherzogs. Bertheidigt wurde das Städtchen von jenem Christoph Graff von Schernberg. Der war, wie Burkhard von Embö, der auch einen Theil der bündischen Knechte ins Gebirge hereingeführt hatte, ein alter Landsknechtshauptmann; Beide waren vieljährige Kriegsgejellen Jörgs von Freundsberg.

Aber wie bei Golling, wurden diese von verschiedenen Seiten herbeiziehenden Bundestruppen und ihre alterprobten Befehlshaber von den

Bauern geschlagen bei Ritzbüchel, bei Mautherdorf, bei Kuchel. Das kam nach der Reihe also.

Die von Nauris, Pongau, Gastein stürmten und verbrannten die Alpenchlösser Mitterfüll, Kaprun, Fischern, Daxenbach, Lichtenberg, Engelberg, Ittern. Es gelang dem Erzbischof, die Erzknapen ruhig zu erhalten, ja Michael Gruber und Praxler führten selbst im Sold des Erzbischofs zwei Fähnlein Handwerker und Grubenleute gegen das Pinzgau. Gegen sie zog Max Neufang, fiel mit 800 Bauern über sie, und schlug sie bei Ritzbüchel und Kirchberg. Der Erzherzog schickte dem erzbischöflichen Hauptmann Franz von Thanhausen einige Verstärkung ins Lungau, das noch ruhig war, um Radstatt zu entsetzen oder zu verproviantiren. Zugleich kamen schwäbische Bundeshauptleute mit Kriegsvolk nach Steyermark, um die Bauern von da durch die Maindling anzugreifen; sie fanden sich aber gegen sie zu schwach, und den Thanhausen abzuhalten, hatten tausend Bauern die Radstätter Tauern besetzt und die Straße verhauen. Thanhausen vertrieb die Posten aus Tamsweg und Moßheim und kam nach Mautherdorf.

Das Gebirgsthal Lungau nämlich, diese schöne wenig gekannte salzburgische Landschaft, hat im eigentlichsten Sinne des Wortes nur eine Straße. Diese führt aus dem Salzburgischen über den Radstätter Tauern nach Tweng, und dann mitten durch den Markt Mautherdorf, wo sie sich in zwei Aeste theilt, von denen einer durch das Michaelthal über St. Michael und über den Kagberg nach Kärnthen führt, der andere von Mautherdorf nach Tamsweg und von da nach dem salzburgischen Paß Seethal. Auf die höheren Hochalpen kann der Auftrieb des Viehes erst um die Mitte des Juni geschehen, so lange hindert hier der Schnee, und das Vieh muß oft wieder auf die Frühalpen, die tieftliegenden Alpentheile, zurückgetrieben werden, weil es beinahe in jedem Monate schneit. Dabei hat die Gegend sehr viele Gewässer, welche bei lang anhaltendem Regen oder beim plötzlichen Aufthauen des Schnees große Verheerungen machen. Die Nebel sind hier zu Hause. Beschwerlich und gefahrvoll sind die Gebirgswege im Herbst, im Winter und in dem spät eintretenden Frühling wegen des Schneegestöbers und der Gefahr, durch Schneelawinen den Tod zu finden, lebendig verschüttet zu werden, zu Fuß oder mit Roß und Wagen durch plötzlich herabstürzende Schneelawinen.

Dieses schauerliche Gebirg mit seinen wildabstürzenden Waldwässern, seinen Abgründen und Schlünden und seinen hart daran hinschwindelnden Steigen und Wegen — das war für den größten Theil der bündischen Knechte und Herren ein unwirthbares und ungewohntes Terrain zum Marschiren und Leben, geschweige zum Kriegführen und Schlagen.

Weil vor dem Thanhausen die Bauernposten von Tamsweg und Moszheim zurückgewichen waren, getraute er sich der Bauern überhaupt und des Gebirges leicht mächtig zu werden. Das Lungauer Thal lag angenehm vor Mautherndorf da, und die Tauernach floß so schön vorbei. Warum sollte es jenseits Mautherndorfs, dieser Pforte zu den wolkenstrebenden Bergen, den Radstätter Tauern, nicht auch so leicht gehen?

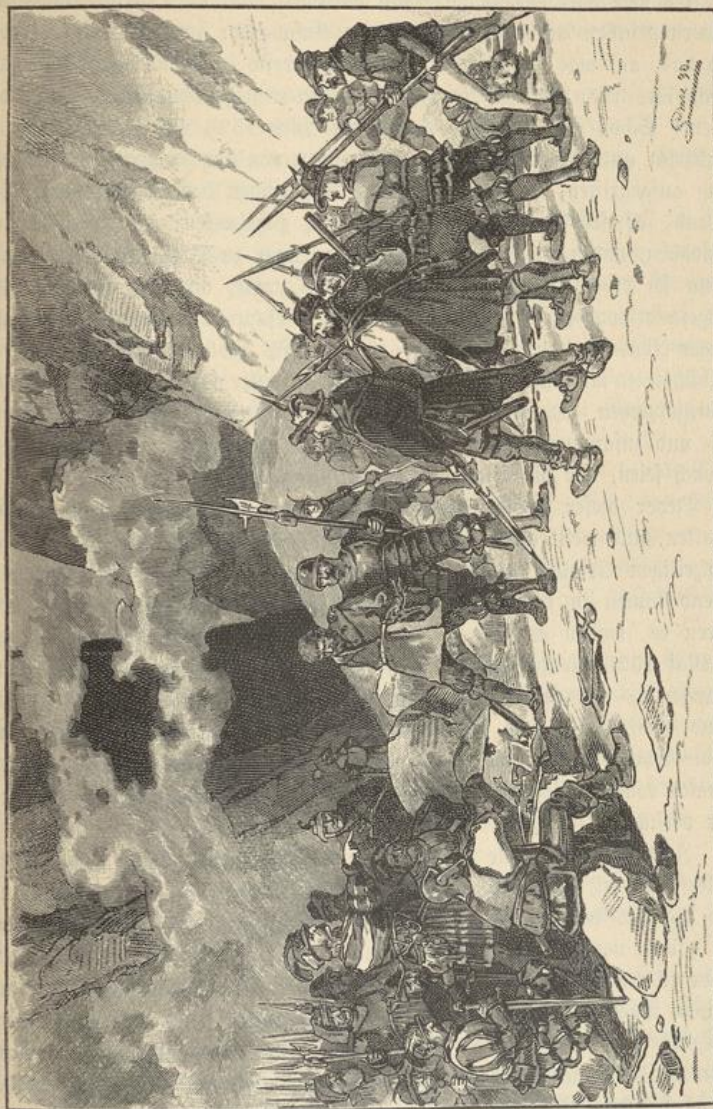
Seine Kundschafter nahmen den Grünwaldwirth auf den Radstätter Tauern gefangen, brachten ihn zu Thanhausen, und gefragt, wie man zu dem Feind auf den Tauern kommen möchte, zeigte er an, die rechten Straßen seien alle verhaueu, aber um sein Haus, ob es schon weiter sei, komme man am leichtesten zu den Bauern. Sie folgten ihm nicht, sondern stiegen über die Verhaue; es regnete und schneite des Tages; halb erfroren sahen sie sich von den Bauern angegriffen; von 1000 kamen keine 200 aus dem Gebirge zurück, mancher Edle ließ da seine goldene Kette und sein Leben; einzelne Edle, lebendig gefangen, wurden enthauptet. Zugleich siegten die Bauern auf einer anderen Seite.

Von Salzburg her zog das Kriegsvolk des schwäbischen Bundes, acht Fähnlein besten Volkes. Bei Kuchel an der Salzach stieß Gaismayer auf sie, machte einen verstellten Rückzug nach der Abtenau, griff sie dann an und schlug sie, während von den Bergen herab große Steine auf sie fielen, daß sie mit Verlust von mehreren Hunderten zurückflohen, und er sie bis gegen Salzburg verfolgte (14. Juni). Gleich großen Verlust erlitten sie bei einem Sturm auf den Paß Lueg am 17. Juni.

Ehe Gaismayer zu den Salzburgern gekommen war, hatte Christoph Sezenwein den obersten Befehl in den Bergen geführt, mit Kennniß und Glück. Vielleicht aus Eifersucht auf Gaismayer, vielleicht verführt durch die ihm eröffneten Ansichten, eine Laufbahn im Staats- oder Hofdienst, wie seine Vorgänger Praßler und Gruber, zu machen, hatte er sich mit dem Kardinal in Unterhandlung eingelassen; denn dieser versuchte Alles, des Aufstandes bei solchen Erfolgen los zu werden, und hatte am 16. Juni, gerade am Tage vor dem Sturm auf den Luegpaß, Kundgaben und Auforderungen zur Unterwerfung unter den schwäbischen Bund verbreiten lassen.

Sezenwein und sein Profos wurden vor ein Kriegsgericht der Bauern gestellt, und, als der Verrätherei überwiesen, am Luegpaß von den Bauern durch die Spieße gejagt. Von da an war Gaismayer, wie er thatsächlich bisher die erste Rolle gespielt hatte, auch dem Namen und der Stellung nach der oberste Hauptmann des Aufstandes. Neben Neufang zeichnete sich unter den salzburgischen Hauptleuten Hans Unbild aus; sonst waren Etzhländer die vorzüglichsten Führer.

Die Siege der Bauern wirkten so auf die Bevölkerung und auf den Erzbischof, daß dieser aus Salzburg mit vielem Gut sich auf die Flucht



Erzherzogs Hinrichtung.

machte, weil er „verzweifelte, des Aufstandes Meister zu werden; denn es war dem schwäbischen Bunde viel Volks erschlagen worden.“ Er war auf

dem Wege, seine Person und sein Gut nach Augsburg zu flüchten, „hätten ihn die Fürsten von Bayern nicht wieder heimgeschafft mit Ernst.“

Es war daran, daß die Stadt Salzburg abermals in die Hände der Bauern gefallen wäre. Sie hatten von Anfang an sicher darauf gerechnet, und das, auf was sie hofften, als etwas bereits in Erfüllung Gegangenes durch ihre ins deutsche Reich ausgesendeten geheimen Boten verbreiten lassen. Schon in den ersten Tagen des Mai 1526 wurde ein solcher zu Kirchheim unter Teck im Württembergischen von der österreichischen Regierung aufgegriffen, Hans Wirfing aus Ingeringen bei Sigmaringen. Der gestand, er sei den Salzburger Bauern zugelaufen, wie Andere aus Schwaben, und zehn Tage bei ihnen im Lager zu Langenstaufen gelegen. Dann sei er mit anderen Schwaben, selbst zwölf, von den Bauernräthen ausgesandt worden ins Reich herüber, den Bauern anzuzeigen, die Salzburger Bauern haben Salzburg erobert, sie wollen Alle frei und zu Selbstherren machen, und die Bauern sollen aller Orten her zu ihnen ins Gebirge ziehen. Damit sollen sie, so viel sie können, allenthalben Bauern auf- und zusammenbringen, weil sie, die Salzburger, für jetzt noch zu schwach seien, vor die Stadt Salzburg sich zu legen.

Jeder dieser zwölf Sendlinge hatte zwei Gulden Handgeld sogleich erhalten, und weiteres zu erwarten. Aber ihre Bemühungen hatten keinen rechtzeitigen Erfolg. Nicht einmal der Schwarzwald und die Bodenseegegend kamen in rechtzeitige Bewegung, nicht die Allgäuer; die Führer waren es, woran es fehlte. Nur in Tyrol hatte, wie Kanzler Eck am 1. Mai 1526 an Herzog Wilhelm schrieb, „sich eine große Meuterei angefangen.“ Im Allgäu aber und am Bodensee hatte der schwäbische Bund, weil es allda so böse aussah, viele Reiter in Sold genommen und in die Städte gelegt, die fortwährend streiften und die Bauern nicht zusammen kommen ließen; ja er hatte diese Streifschaaeren auf Anzeigen noch sehr verstärkt.

Jetzt erst hatten die Bundesräthe zu Augsburg erkannt, daß es ein Unterschied sei, auf dem Flachfeld Krieg führen oder im Gebirgsland, und was es heiße, auf dem Terrain fremd sein, und einen Feind vor sich haben, verwachsen mit der Alpennatur seines Heimathlandes und eingübt in alle örtlichen Vortheile derselben. Der salzburgische Aufstand erschien ihnen jetzt als „eine Gefahr für die ganze deutsche Nation.“ Die Kriegsobersten des Bundes, die im Lager des Kardinals waren, hatten schon am 10. Mai im Kriegsrathe den Plan entworfen, daß die schwäbischen Verstärkungen, die eilig kommen müssen, durch das Grazer Thal, von Oberbayern, und zwar von Rosenheim am Inn her, und über den Jochberg gegen das Pinzgau, und zu gleicher Zeit die Verstärkungen aus

Oesterreich her auf Radstatt vordringen sollen, weil die Stellung der Aufständischen vor Kuchel unangreifbar sei. Die Bundesräthe zu Augsburg, die nicht im Gebirge, sondern auf dem Rathhause saßen, verwarfen damals diesen Plan. Im Salzburger Lager aber beharrte man zuletzt doch dabei.

Jörg Freundsberg zog von Rosenheim her mit gutem Kriegsvolk, der alte Graf Niklas Salm von Osten her mit Kriegsvolk aus den österreichischen Herzogthümern, und mit vielen theils welschen, theils barbarischen Söldnern, Tschechen, Stratioten, Albanesen.

Am 31. Juni schlug sich Freundsberg bei dem Markte Zell im Pinzgau mit dem dortigen Haufen der Pinzgauer und gewann demselben sechs Falkonete und sechs Fähnlein ab. Die geschlagenen Pinzgauer, welche sechshundert der Ihren auf der Wahlstatt gelassen, warfen hinter sich die Brücke über die Salzach ab — so geordnet und fest war noch ihr Rückzug — und das rettete sie vor gänzlicher Niederlage. Sie suchten die Vereinigung mit dem östlichen Haufen unter Gaismayer vor Radstatt.

Gaismayer hatte indessen Radstatt fort und fort bedrängt, die Mauern untergraben, Feuer in die Stadt hineinwerfen lassen; drei Stürme waren versucht worden, aber Kunst und Tapferkeit hatten sich gebrochen an den Werken und ihrem Vertheidigungsgeschütz, da die Belagerer gar kein Belagerungsgeschütz hatten, und ihre hölzernen mit Eisenreifen beschlagenen Stücke wenig wirkten.

Am Empach bei Darenbach kamen Pätzler, welcher die Pinzgauer geführt hatte, und Gaismayer Nachts zu einer Besprechung zusammen, und nach gehaltener Berathung erklärten diese zwei obersten Hauptleute den mit ihnen zum Kriegsrath gekommenen Bauern, ihre Kräfte an Leuten und Geschütz seien nicht im Stande, der Kriegsmacht des schwäbischen Bundes das Vordringen zu wehren, „deshalb solle für jetzt ein Jeder sehen, was er zu schaffen habe.“

Am 4. Juli hob Gaismayer die Belagerung von Radstatt auf, und das ganze Heer der Bauern zog in sein altes Lager, in das nahe Altenmarkt.

Gaismayer sah von drei Seiten zugleich sich mit Angriffen bedroht: von Kuchel her über Abtenau vorn, durch einen reißigen Zeug und dreizehn Fähnlein Knechte des schwäbischen Bundes; rechts von Graf Niklas Salm, der durch die Maindling mit einer Zahl Pferde und vier Fähnlein Knechte auf Radstatt zog, und zu dem hinter dem Thorstein her acht von jenen dreizehn schwäbischen Fähnlein im Zuzug waren. Salm's gewaltiges Geschütz hatte bald den dortigen Vorposten die Räumung des Maindling-

passés abgezwungen. Und jetzt wurde Gaismayer auch noch von Freundsberg siegreich in der Linken vom Pinzgau her bedroht.

Da war sein Entschluß gefaßt. Er nahm Alles zusammen, fremde Kriegsknechte, Flüchtlinge aus dem Reich und von den Salzburgischen Diejenigen, welche am meisten für sich zu fürchten hatten. Es war eine Schaar, mit welcher Alles zu unternehmen war, lauter treffliche Kriegerleute oder Verzweifelte. Thiere und Wagen wurden bepackt mit der gemachten Beute, dem Lohne zweimonatlicher Siege.

Er wollte versuchen, den Kampf auf den Boden und in die Gebirge Tyrols zu versetzen, alles dortige Volk unter seine Fahne zu sammeln, und so sich wieder zu stärken. Er ließ Jedem frei, ihm zu folgen oder zu bleiben.

Die Feinde, die sich bei Radstatt gesammelt hatten, erwarteten von ihm einen Kampf der Verzweiflung, und sahen ihn, von allen Seiten umzogen, verloren und in ihrer Hand. Die vielen Feuer, welche in Gaismayers Lager in der Nacht vom Montag auf Dienstag nach Petri und Pauli (vom 4. auf den 5. Juli) brannten, hielten die Bündischen die ganze Nacht wach und in der Vermuthung, er rüste sich zu einem Angriff in der Frühe, zur morgigen Schlacht. Am Tage, da Alles ruhig blieb, sahen sie, daß das Lager verlassen und ganz leer war.

Während die Anderen aus dem Bauernheer in dieser Nacht sich in ihre Thäler zerstreuten, waren Gaismayer und Päßler mit aller Beute und mit sechshundert Männern hinweggezogen. Zornig jagten ihnen die Bündischen nach bis auf St. Johann, und da sie Niemand fanden, plünderten sie diesen Ort, kehrten um und verbrannten Altenmarkt. Gaismayer und seine Schaar waren mit der Morgen Sonne schon ins Gebirg hinaufgestiegen, ganz ungestört. Sie eilten aus dem Pinzgau über die Kauriser Tauern, kamen glücklich durch Kirchheim nach Linz in Tyrol, von da nach Innichen, und warfen sich auf Brunecken, eine Residenz des Bischofs von Brixen im Pusterthale.

Ein „wundergroßer Schrecken“ ging vor ihm her. Die Regierung zu Innsbruck „gerieth in Entsetzen.“ Das Unerhörte des Wagnisses ließ sie fürchten, Gaismayer müsse weit verbreitete Einverständnisse im Land, einen mächtigen Anhang haben.

Aber wegen der Besorgnisse Ende Aprils waren Brunecken und die Mühlbacher Klause noch jetzt stark besetzt. Es mißlang Gaismayern die Ueberrumpfung des einen wie des anderen Punktes. Ritter Rünigl sammelte Kriegsvolk und brachte selbst die Pusterthaler nicht nur zum Ruhigbleiben, sondern in die Waffen gegen Gaismayers Schaar. Während er noch vor Brunecken lag, zog Freundsberg mit dreitausend Mann wider

ihn heran. Zu einer Schlacht zwischen ihm und seinen Feinden bei solcher Uebermacht derselben ließ er es nicht kommen. Er führte seine Schaar ungeschlagen bei Bintel über den Fluß Rienz und den Hachstein durch Rodenegg nach Lufen, endlich über Enneberg vor die Abtei Buchenstein, und von da nach guter Rast und Labung auf den Weg, weiter nach Agord, glücklich in das venetianische Gebiet.

Bis Buchenstein folgten ihm die Schaaren Königs und Freundsbergs, und sahen mit Bewunderung dem kühnen Kriegshauptmann nach. „Gaismayer ist der Erste gewesen, der mit Gewalt so weit durch das Land gezogen ist; man wollte sagen, er habe mit den Gerichten ein Einverständniß gehabt,“ sagt ein Zeitgenosse.

Das Gelingen des verwegenen Zuges ließ Gaismayers Namen und seine Talente in hohem Glanz erscheinen, selbst außerhalb Tyrols, namentlich bei der venetianischen Regierung und bei der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Furchtbar erschien er jetzt erst der österreichischen Regierung, dem Salzburger Kardinal und den Bayerfürsten. Jetzt erst ging er vor ihren Augen auf als der Mann, „welchem kein Anschlag und keine Arbeit zu überlegen und zu schwer sei;“ jetzt erst dem Volke als derjenige, „welcher sich unterstanden, Wunder zu treiben.“ Jetzt erst erinnerte man sich und sprach davon, wie vielseitig er war, wie groß als Volksführer, mit der Feder, mit der Volksrede, mit dem politischen Verstand auf den Landtagen; wie geschickt und gewandt, eine Bewegung anzuregen, sie zu organisiren und sie zu leiten; wie begabt als Kriegsoberster, im Angriff, in der Vertheidigung, im Rückzug; mit wenigen und geringen Mitteln lange siegreich, weil er alle Vortheile des Terrains und alle Nachtheile der Gegenstände zu benutzen verstand; und wie er zuletzt zwar zum Weichen gebracht, aber nicht überwunden worden war. Das Alles leuchtete um so mehr ein, je größer die Ehre war, welche ihm von der Republik Venedig öffentlich angethan wurde. Die Signoria musterte sein Kriegsvolk, und dieses gefiel so, daß es „lieb und schön gehalten wurde“. Ihm, dem Hauptmann selbst, wies sie zu seinem Unterhalte jährlich vierhundert Dukaten und einen Palast in Padua zur Wohnung an. Da lebte er, wie man sich von ihm in dem Gebirge erzählte, „glänzend wie ein Kardinal“. Er war mit seinem Kriegsvolke nicht sowohl in die Dienste Venedigs getreten, sondern mit ihnen mehr als Gast gehalten, weil dessen Pläne in den Augen der Signoria eines Tages der Republik reichlich ersetzen konnten und sollten, was jetzt diese Gäste sie kosteten.

Denn Gaismayer gab seine früheren Gedanken nicht auf; und wenn er mit Hilfe Venedigs und der Schweiz, wie mit Hilfe des gemeinen

Mannes im deutschen Reiche, der Freiheit des Glaubens und des Lebens, dem, was ihm heilige Ueberzeugung war, für die er Alles eingesetzt hatte, Raum in den Alpenlanden und im ganzen deutschen Reiche schaffen wollte, so kann er weder vom Standpunkte der sittlich-religiösen Anschauungen seiner Zeit, noch von dem der politischen Praxis der Fürsten seiner und der späteren Zeit, das genannt werden, was man von einer Seite her ihn zu nennen versucht hat, nämlich wegen Annahme fremder Hülfe zur Durchführung seiner Gedanken — ein Vaterlandsverräter.

Das deutsche Reich war schon damals so unglücklich geworden, daß das deutsche Vaterland nur noch ein abgezogener Begriff, aber nicht etwas Lebendiges und Wirkliches auf deutschem Boden mehr war. Für den Kaiser gab es nur Interessen des Hauses Habsburg, aber keine deutschen Vaterlandsinteressen. Für die Fürsten gab es diese auch nicht, nur fürstliche Hausinteressen. Die Städte hatten lange genug jede nur ihrem Sonderinteresse gelebt, und jetzt erst schrien sie in der Noth und Bedrängniß durch die Fürsten wieder nach einem großen deutschen Vaterlande, das nicht da war und wesentlich auch durch ihre Mitschuld abhanden gekommen war. Den Stämmen selbst und den Völkerschaften war der Gedanke eines deutschen Vaterlandes etwas ganz Fremdes geworden, und jede deutsche Völkerschaft, ja noch so kleine Landesherrlichkeit wußte nur von sich selbst, aber nichts von einem deutschen Vaterlande. Nur aus der Mitte des gemeinen Mannes hervor bricht durch die letzten Jahrhunderte des Mittelalters hin von Zeit zu Zeit ein Noth- und Hülfschrei nach einem deutschen Vaterlande hervor, der aber stets rasch in Blut erstickt wurde.

Die fremde Hülfe, welche Gaismayer suchte und annahm, führte er nicht gegen sein Vaterland, sondern gegen die, welche er für die ärgsten Feinde der Freiheit und des Glaubens, für Feinde seines Volkes hielt, gegen den Kaiser, gegen seinen Bruder Ferdinand und dessen Spanier, und namentlich gegen die geistlichen Fürsten. Er benutzte Hülfe der Fremden, um seinem Volke religiöse und politische Freiheit und auf deren Grundlage ein Vaterland zu schaffen; also nicht für sich, sondern für sein Volk. Die Fürsten von Oesterreich, die Herzoge von Bayern, die Landesherren anderer deutschen Staaten suchten und nahmen Hülfe der Fremden an, oft und viel, für sich und gegen das Ganze.

Noch vor wenigen Monaten war die Stimme Nürnbergs auf dem Bundestage verhallt, welche darauf hinwies, wie nach dem Siege über das Volk von den Siegern der evangelische Glaube bedroht sei. Damals stand Nürnberg mit seiner Stimme fast allein. Im August 1526 aber waren die evangelischen Stände bereits alle zur Einsicht gebracht worden, was nach dem Siege des Fürstenthums über die Volksbewegung nun

ihnen selbst bereitet werden sollte: die Altgläubigen nannten jenen Sieg nur einen Sieg über „die Lutherei“. Jetzt waren alle Evangelischen dagegen, als die österreichischen Räte am Bundestage den Antrag stellten auf längere Unterhaltung des bündischen Kriegsvolkes und Beisammenbleiben der Bundesversammlung, „bis man höre, wie sich die Handlung mit dem Gaismayer schicken werde;“ ja sie hatten sogar einen Antrag auf Vermehrung der Bundeshülfe in den Alpen und einen anderen Antrag auf ein Ersuchen an den Herzog zu Venedig daran gehängt, dem Gaismayer im venetianischen Gebiet keinen Aufenthalt und dem Kriegsvolk der Bundesstände den Durchzug zu gewähren, um dem Gaismayer nachzuziehen. Die Oesterreicher fielen mit allen diesen Anträgen durch. Ja, evangelische Stände des Reiches traten mit der Republik Venedig und mit den reformirten Kantonen der Schweiz in ein Bündniß gegen das Haus Habsburg und den Kaiser zur Wahrung ihres Glaubens. Der Haß des Despotismus gegen die Freiheitsbestrebungen des gemeinen Mannes war auf mehr als einer Seite ganz ohne Maske offen und laut als Verfolgungswuth gegen die Freiheit des Gewissens aufgetreten, als Fanatismus wüster Bestialität. Nicht nur wurden von dem Bundesprofosen Berthold Michelin und anderen Profosen und Henkern der altgläubigen Fürsten evangelische Prediger überfallen und hingerichtet, welche der Volksbewegung ganz fremd waren, hingerichtet blos darum, weil sie „lutherisch“ seien, sondern Herzog Wilhelm von Bayern gab, da ein als Wiedertäufer Eingezogener abläugnete und widerrief, geradezu die Erklärung: „Die Täufer kommen zu Niemand, als zu Einem, der zuvor lutherisch sei; der Eingezogene müsse also zuvor lutherisch gewesen sein; darum müsse er sterben.“

In die brennenden Häuser Altenmarkts warfen Oesterreichs welsche Söldner die Kinder der entwichenen Väter, die Kinder, wie sie sie nannten, „der lutherischen Hunde“.

Gleich nach Gaismayers Abzug hatte sich das Pongau unterworfen; das Pinzgau hatte schon nach dem Gefecht bei Zell größtentheils neu gehuldigt. Das Volk des Erzbischofs hatte, als es über Zell und Saalfelden zog, und den letzten Rest der Bauern, der die Waffen noch nicht niedergelegt hatte, vertrieb, den Gerichten im Pinzgau verkündet, auf Sonntag vor St. Ulrichstag, den 2. Juli, zu Darenbach zu erscheinen, ein Jeder so, wie er im Kriege bewehrt gewesen. Zu Darenbach war zwar etwas, aber, aus Furcht, nicht alles Volk des Pinzgaus erschienen. Denen hatte man nichts zu Leide gethan, als daß sie das Gewehr von sich legen und acht Gulden Brandschatzung für ein Haus geben und huldigen mußten. Denen, die das gethan, war ein rothes Kreuz aus Papier, das auch einen halben

Gulden kostete, als Sicherheitszeichen zum Annageln an die Hausthüre gegeben worden.

Ein zweiter Huldigungstag für die Richterhienenen wurde auf Margarethentag den 13. Juli anberaumt. Die gelinde Behandlung derer zu Daxenbach führte die Pinzgauer in großer Zahl nach Radstatt. Vor der Stadt wurde ihnen alles Gewehr abgenommen. Dann zogen der Adel und die Reiterei und vier Fahnen Fußvolks aus der Stadt und umringten den unbewehrten Bauernhaufen. Herr Christoph Graff von Schernberg hielt ihnen ihre Empörung vor. Dann wurden aus dem Verzeichniß der Anwesenden siebenundzwanzig Namen verlesen und aus dem Haufen herausgenommen. Vier Scharfrichter traten vor und enthaupteten alsbald die Siebenundzwanzig, die zu spät bereuten, daß sie sich hatten verlocken lassen, im Angesichte des eingeschüchternen Volkes. Das letztere mußte auf der blutigen Stätte neu huldigen und Urfehde schwören, dann entließ man es nach Hause. Auch zu Kuchel, Zell und an anderen Orten wurde Blutgericht gehalten. Die Häuser der Gerichteten, wie die derer, „welche dem Spiel nicht getrauet und sich mit dem Gaißmayer davon gethan hatten,“ wurden niedgerissen, Städtchen und Flecken in die Reihe der Dörfer und Weiler zurückgesetzt, und, um dem Sturmläuten vorzubeugen, die Glocken von den Thürmen geworfen. Da lagen sie, viele Jahre, stumm an der Erde.

Radstatt aber und Zell, welche dem Bischofe treu geblieben waren, wurden belohnt. Die Radstätter und Zeller hießen von nun an die „getreuen Knechte St. Ruprechts“. Die Radstätter und Zeller durften von da an am Pfingstmontage bei der alljährigen Wallfahrt in den hohen Dom St. Ruprechts zu Salzburg während der Besper feierlich um den Hochaltar herumziehen und ihre ländlichen Lieder singen. Des Abends wurden sie dann aus des Erzbischofs Keller und Küche reich bewirthe, und Stiftsherren und Adelige vom Hofe warteten den Pinzgauern von Radstatt und Zell mit dem Weine und den Speisen auf. Am Dienstage nach St. Veit durften die Radstätter eine Siegesfahne aus dem Rathhaus aushängen, und an jenem Tage sich aus der nahen Enns so viele Fische fangen, als sie zum festlichen Schmause bedurften; das Weingesehenk dazu lieferte ihnen der erzbischöfliche Keller. Die Siegesfahne durften sie auch bei Jahrmärkten und anderen feierlichen Gelegenheiten aushängen, zum Gedächtniß daran, daß Radstatt unbewegt geblieben und den letzten Sturm abgeschlagen, auch da noch, als die wenige Tage zuvor von den Bauern erfochtenen Siege Alles mit fortrissen und die Sache des Erzbischofs verloren schien.

Im übrigen Salzburgerland aber und in Tyrol blieb es so, wie es